

Die Wartburg.

Deutsch-evangelische Wochenschrift

Organ für amtliche Kundgebungen des Zentralausschusses zur Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich, des Deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark (Oesterreich), des Wehrschwabensbundes, des Luthervereins.

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Jülich und Konfirmandenrat D. R. Eder in Mäuselwitz (S.-M.). Verlag: Arwed Strauch in Leipzig.
Schriftleiter: Pfarrer S. Mix in Guben (N.-Auss.) [für das Deutsche Reich], Pfarrer Otto Kiedel, Klosterneuburg (Niederösterreich) [für Oesterreich]. Zusendungen sind zu richten in reichsdeutschen und allgemeinen Angelegenheiten an Pfarrer S. Mix in Guben (N.-Auss.), in österreichischen Angelegenheiten an Pfarrer Otto Kiedel in Klosterneuburg (Niederösterreich), für die Verwaltung (Bezug und Versand), sowie für Anzeigen und Beilagen an Arwed Strauch, Verlag in Leipzig, Hauptstr. Nr. 25. Bezugspreis vierteljährlich durch die Post 2.62 Mk., den Postzeitungspreisliste fürs Deutsche Reich Seite 422, für Oesterreich Nr. 5087. — Scheckkonto Nr. 105847 beim k. k. Postsparkassen-Institut in Wien.

Nr. 617.

Leipzig, 8. Februar 1918.

17. Jahrgang

Wochenspruch

Das Recht, das seit Jahrtausenden von allen zivilisierten Völkern heilig gehaltene Völkerrecht, steht vollständig auf unserer Seite. Die Länder sind erobert in einem gerechten Kriege, sie unterliegen also der Verfügung des Siegers und, da die Eroberung eine vollständige ist, so ist, wiederum nach einem uralten völkerrechtlichen Satze, eine Abtretung von Seiten des früheren Landesherrn gar nicht mehr nötig.

Heinrich von Treitschke (Brief vom 20. Juli 1866).

Gott will heiliges Volk

Gott will Volk; Gott will freies Volk. Er hat in einen Haufen von Menschen, die durch Blut und Geschichte mit einander verbunden sind, das Streben hineingelegt, für sich ein selbständiges Ganzes zu bilden und dieser Triebkraft zu einem eignen Wesen alles zu opfern. Aber damit ist allein das Recht auf Dasein für ein Volk noch nicht gewährleistet. Streben nach Eigenleben und Macht dürfen immer nur dann vor Gott als Bürgschaft für ein solches Recht erscheinen, wenn sie im Dienste einer Idee stehen, der das Volk gehorcht. Wir dürfen als Christen nicht dem Kultus der Macht allein dienen; die Gefahr dazu liegt oft genug vor, wenn wir aus unsern hohen idealistischen Gedanken in die rauhe Welt der Wirklichkeit hinauskommen. Wir müssen von unserm besten Teil, dem Glauben an den Geist und seine überlegene Welt, den entscheidenden Gedanken mitnehmen. Und der besagt: ein Volk hat erst dann ein vor Gott bestehendes Recht dazusein und zu wachsen, wenn es eine Idee, also einen hohen Gedanken von ihm darstellt und zu verwirklichen strebt. Das ist auch der höchste Sinn des Gedankens vom auserwählten Volk; es gibt nicht nur ein solches, sondern viele, denn die Welt Gottes ist umfassender als der Stolz eines Volkes zugeben will: Gott braucht ihrer manche, um den großen Bau seiner Welt aufzuführen. Ueber Israel als Volk schwebte eine hohe Bestimmung: Ihr sollt mir ein Volk von Priestern sein und ein heiliges Volk. Es sollte das Volk der Religion werden, selbst ganz und gar religiös gehalten und dazu der Träger tiefer Religion für die ganze Menschheit. Und zwar sollte das eine solche sein, wie sie sonst nicht

war: das Gute als der Inhalt der Frömmigkeit und die Frömmigkeit als Kraft zum Guten, beides als der Wille des Einen heiligen Gottes, der sein Volk und seine Welt heilig machen will, wie er es selber ist. Der fromme Glaube trug diese Bestimmung an den Anfang der israelitischen Volksgeschichte zurück: so hat Gott am Sinai zu Mose gesprochen; was über dem Volke schwebt als seine Bestimmung, ist ihm gesagt, bevor es zum Volke geworden ist.

Wir Deutsche sind nicht das Volk der Religion für die Welt, aber doch haben wir unsre Bestimmung. Wir sollen überall in die Tiefe gehen, in die Tiefe der Natur und des Lebens, vor allem in die der Seele und des innern Lebens. Wir sollen innere Reichtümer schürfen und der Welt zuführen, inniges, trautes Leben des Gemütes und Charakters, wir sollen treu und wahrhaftig, ernst und tief in allem sein, was wir anfassen. Darüber mag auch die äußere Form mehr zurücktreten, als das andern Völkern verständlich sein mag. Dafür muß dann unser innerer Reichtum an Gemüt und Dichtkraft entschädigen. — Wir wissen alle viel zu gut, wie wenig wir dieser Bestimmung gerecht werden. Wir schämen uns jetzt weithin unsers Volkes; wir sehen nicht nur viel Kleinlichen und ängstlichen Sinn, wir gewahren auch mit Entsetzen so viel oberflächliche Genußsucht und Freude an unreiner, geistiger Speise, die nicht nur vom Ausland herkommt. Aber vielleicht unterschätzen wir unser Volk, wie wir es am Anfang des Krieges überschätzt haben. Sicher aber bleibt eines: jene unsere Bestimmung zur seelischen Tiefe und zur Innerlichkeit. Gewiß gibt es immer noch genug Menschen und Familien, die das Leben in diesem Geiste führen; ohne sie hätten wir all diese Jahre nicht ausgehalten, denn ein Volk lebt immer von den Besten, die es in sich hat. War es doch im Volk Israel auch nicht anders. Die Propheten waren herzlich unzufrieden mit ihrem Volk, sie trösteten sich aber mit dem heiligen Rest der Guten, dem Knecht Gottes, auf dem der Segen und die Kraft Gottes ruhte. Einen solchen haben wir auch; jeder gehört dazu, der so herzlich unzufrieden mit dem innern Stand seines Volkes als Ganzem ist. Vor allem aber gilt eines: wir dürfen nicht aufhören, soweit unser Mund reicht, einzuwirken im Geiste jener Bestimmung. Wenn uns auch kein Einfluß auf andre besichert



ist, in unsrer Familie können wir sorgen, daß trauter Sinn für alles, was innerlich und herzlich ist, nicht erkalte; wird uns das äußere Leben knapper und enger, so soll uns das ein Wink von Gott sein, das Leben im Innern zu suchen und zu pflegen, und wo wir auf Schulen, Gemeinden, Vereine Einfluß haben, werden wir mit Wort und auch ohne Wort mit unserm Geist Einfluß suchen auf die Führung des Lebens, daß sie gemäß dem Willen und der Idee Gottes, die über uns schwebt, in alles hinein strebe, was ernst und tief und innerlich ist.

Niebergall.

Papst Benedikt der 15. im Weltkriege.

Das Papsttum hat es in diesem Weltkriege unleugbar verstanden, sich in den Vordergrund der Ereignisse zu drängen, und hat auch unstreitig in der öffentlichen Meinung, sogar bei Kirchenfeinden und Sozialdemokraten, große Eroberungen gemacht. Es war die höchste Zeit, daß einmal die vielgerühmten Verdienste des Papstes Benedikt des 15., zumal die Zahl seiner blinden Bewunderer in weiten Kreisen groß ist unter die Lupe genommen werden. Dies geschieht nunmehr in der ebenso inhalts- wie lehrreichen Schrift „Papst, Kurie und Weltkrieg. Historisch-kritische Studie von einem Deutschen“ (Berlin W. 35, Sämman-Verlag 1918, gr. 8°, 156 S., 2,50 Mk.). Nicht bloß den Schriftleitungen, sondern auch den Zeitungslesern wäre eine Vertiefung in diese ebenso ruhige wie erschöpfende Untersuchung zu empfehlen. Vor allem sollten Vorstände und Mitglieder des Evangelischen Bundes sich mit ihr angelegentlich beschäftigen und sie dann in Bekanntenkreisen weitergeben, denn es tut Aufklärung dringend not. Wenn der Verfasser seinen Namen nicht genannt hat, so tat er dies, um das von ihm Gebotene „in reiner Sachlichkeit wirken zu lassen.“ Von einer Behandlung der römischen Frage hat er noch abgesehen, bis dieselbe wirklich brennend werden und auch die deutsche Regierung damit befaßt werden sollte. Neben der deutschen Tagespresse der verschiedensten Parteien und Richtungen sind auch die päpstlichen Blätter aufs Ausgiebigste benutzt worden, so daß man sich seiner Führung ganz unbedenklich anvertrauen darf. Da der Papst selbst in seiner Kundgebung „An die Staatsoberhäupter der kriegsführenden Völker“ vom 1. August v. J. erklärt, seit Beginn seiner Regierung sich „vor Allem drei Dinge vorgenommen zu haben“, nämlich: „vollkommene Unparteilichkeit zu wahren gegenüber allen Kriegsführenden, Allen möglichst viel Gutes zu erweisen ohne Ansehen der Person, ohne Unterscheidung der Nationalität oder der Religion, die Völker und ihre Staatsoberhäupter zu Entschlüssen der Mäßigung und zu ruhiger Erwägung des Friedens, eines gerechten und dauerhaften Friedens zu führen“, so behandelt die Schrift ganz naturgemäß des Papstes Unparteilichkeit, Kriegsfürsorge und Friedensvermittlung.

Um des Papstes Unparteilichkeit recht würdigen zu können, muß man Einiges über seine Entwicklung und seine Ratgeber wissen. Giacomo Paolo Giovanni Battista wurde am 21. November 1854 in Genua als drittes Kind des Marquis Giuseppe della Chiesa geboren. In seinem Wappen, welches in das neue päpstliche Wappen aufgenommen ist, ist das Bild einer Kirche. Zur Familie

seiner Mutter gehörte Papst Innocenz der 7. (1400/1406), der sich eben so gern wie vergeblich in Friedensvermittlungen versucht hat. Damals soll ein Zweig der Familie della Chiesa nach der Mark Brandenburg ausgewandert, dort zu hohen Ehren gelangt sein und sich sogar mit den Hohenzollern verschwägert haben. Der junge della Chiesa, welcher sich zunächst der Rechtswissenschaft gewidmet hatte, trat dann in den Dienst der Kirche und wurde erst Schüler, dann vertrauter Mitarbeiter des Kardinals Rampolla. Unter Papst Pius dem 10. war indessen seines Gönners und seine Zeit vorbei. Er wurde Erzbischof von Bologna, auf welche Würde die des Kardinals zu folgen pflegte. Als man Pius den 10. daran erinnerte, behalf er sich mit einem Scherzwort: mit Anspielung auf seinen Familiennamen Sarto (Schneider) bemerkte er, es wäre noch kein Schneider da, um für della Chiesa das Kardinalgewand anzufertigen. Beim Herannahen des Weltkrieges aber besann er sich doch auf diesen erfahrenen Staatsmann und verlieh ihm wenige Wochen vor seinem Tode, am 25. Mai 1914, die Kardinalswürde. Bei der Papstwahl wurde derselbe einstimmig gewählt und nahm zum Andenken an seinen großen Vorgänger auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Bologna den Namen Benedikt der 15. an. Als Papst aber lenkte er in die ihm vertrauten Bahnen Leos des 13. und Rampollas ein. Wie sein erster bald verstorbener Kardinalstaatssekretär Ferrata ist auch sein jetziger Staatssekretär Kardinal Pietro Gasparri ein Freund Frankreichs im Geiste Rampollas. Unter den Kardinälen, die doch als die ständigen Ratgeber des Papstes betrachtet werden müssen, sind unsere Feinde mit 55, die Mittelmächte mit 5, davon Deutschland nur mit einem, und die Neutralen ebenfalls mit 5 vertreten. Auch von den 644 geistlichen Würdenträgern in Europa entfallen auf Italien 279, auf Frankreich 85, auf Oesterreich-Ungarn 71, auf Großbritannien 52 und auf Deutschland 30.

Ist es unter diesen Verhältnissen schon für den Papst schwer, im Weltkriege wahrhaft unparteilich zu sein, so wird seine Stellung durch seine kirchlichen Ansprüche noch erschwert. Gleich seinen Vorgängern beansprucht er auch „alle Menschen, wenn auch nicht alle in gleicher Weise“ zu „weiden“ und in dem, Pfingsten dieses Jahres in Kraft tretenden neuen geistlichen Recht wird ganz in der althergebrachten Weise von den nichtkatholischen Christen als „geduldeten Exkommunizierten“ geredet, mit denen man wohl in bürgerlichen Dingen verkehren, aber an deren gottesdienstlichen Veranstaltungen man sich auf keinen Fall beteiligen darf. Denselben Geist atmet ja auch der neueste fuldaer Hirtenbrief. In nicht eben guter Erinnerung ist wohl noch die Ansprache, welche Benedikt der 15. am 21. November 1915 an die Kardinäle hielt, in der er sich ereiferte über „den Skandal, der in der katholischen Welt erregt würde, wenn Luther und Calvin es erreichten, ihre Zelte in der Stadt der Päpste dauernd zu errichten“ und in welcher er die „evangelische Sekte“ als „Räuber“ bezeichnet. Bekanntlich mußte hinterher der Kardinal Hartmann von Köln erklären, daß sich der Papst nur gegen Methodisten und Freimaurer gewendet habe, welche doch aber beide mit Luther und Calvin nichts zu tun haben. Mit Recht gibt der Verfasser zu bedenken: „Ueber die Millionen deutscher Katholiken, die sich rühmen, die treuesten Söhne Roms zu sein, kann Rom nicht hinwegsehen, aber andererseits weiß Rom, was es diesen

„treuen Söhnen“ zutrauen darf, ohne um ihre Gefolgschaft bangen zu müssen. Die Kirche wird deshalb ruhig ihrem natürlichen Schwergewicht nicht entgehen können.“ Dasselbe liegt aber nicht bei den Mittelmächten mit ihren 64 300 000 Katholiken, sondern bei unsern Feinden, auf deren Seite 123 770 000 Katholiken stehen. Das katholische Ubergewicht unserer Gegner ist auch durch die letzten 10 Kardinalsernennungen vom 4. Dezember 1916 verschärft worden, wo 7 Italiener und 3 Franzosen, von denen 2 bisher kein geschichtliches Recht hatten, den Kardinalshut erhielten. Hier hätte die katholische Presse ihre üblichen Paritätsbeschwerden erheben können, doch sie verhielt sich ziemlich schweigsam. Aber seine Vorliebe für die Franzosen verriet der angeblich unparteiische Papst, indem er zu den 3 neuen französischen Kardinälen sagte: „Es freut uns das Band, mit dem das katholische Frankreich mit dem heiligen Stuhl verbunden ist“, fester angezogen zu haben in dem Vertrauen, unseren alten Wunsch erfüllt zu sehen, daß sich die Taten Gottes durch die Franken erneuern möchten!“ Was er damit meinte, hat er wohlweislich verschwiegen; seine französischen Zuhörer werden sich aber wohl ihr Teil dabei gedacht haben. Die Verwandten des Papstes stehen im italienischen Heere, wo die besten Offiziere seiner Leibgarde ebenfalls Dienste nahmen, und seine engsten Hausgenossen beeinflussen ihn tagtäglich im Sinne unserer Feinde. Vielleicht, um diesem Einfluß entgegenzuarbeiten, haben die deutschen Katholiken dem Papst einen Peterspfennig, der bis Ende 1916 12 Millionen Mark betragen soll, dargebracht, aber abgesehen von einem „ungemein herzlich“ gehaltenen Handschreiben des Papstes an den Abgeordneten Erzberger, der sich auch in dieser Sache unermüdlich betätigte, war ein sonderlicher Erfolg nicht zu verzeichnen. Auch in seinen Urteilen über die Kriegsführung mißt der Papst mit ungleichem Maße, indem er die Greuelthaten unserer Feinde übersieht und die Gerüchte von deutschen oder österreichischen Greuelthaten unbesehen hinnimmt, um sich dann dagegen zu erklären, wie gegen den Ubootkrieg und den Luftkrieg, sobald er von uns und unseren Verbündeten geführt ward und besonders seine geliebten Italiener trifft. Mit Recht weist der Verfasser darauf hin: „Bei den Giegerunfällen in Deutschland auf das katholische Freiburg, auf das ‚heilige‘ Trier auf Köln, das ‚deutsche Rom‘, auf Karlsruhe mit seinen Opfern von 100 und mehr unschuldigen Kindern, auf das friedliche Tübingen, auf Baden-Baden mit seinen vielen Heilstätten, auf Stuttgart, München und andere Orte ohne militärische Bedeutung ist nie etwas von einem päpstlichen Trost- und Protestschreiben bekannt geworden, viel weniger noch von amtlichen Vorstellungen bei den feindlichen Mächten. Bei einem Luftangriff auf Bukarest soll sich die Königin von Rumänien in Lebensgefahr befunden haben. Der Papst benutzte den Anlaß, der schismatischen Königin ein Telegramm zu senden, worin er seine Freude über den für sie so glücklich verlaufenen Ueberfall ausdrückt und ihr väterlichen Trost spendet. Bei einem Ueberfall auf Karlsruhe schwebte die dort weilende Königin von Schweden ebenfalls in Lebensgefahr. Ein Telegramm des Vatikans an diese Fürstin eines neutralen Landes ist nicht bekannt geworden.“ Bei der Ueberführung belgischer Arbeitsloser nach Deutschland hat sich der Papst für sie erfolgreich bei der deutschen Regierung verwendet, während er für die verschleppten Ostpreußen

und Elsäßer bei unseren Feinden kein Wort eingelegt hat. Seine Unparteilichkeit ging aber völlig in die Brüche, als Italien in den Krieg eintrat. In dem päpstlichen Blatt „Osservatore Romano“ wurde die Entscheidung der italienischen Katholiken für den Krieg entschieden belobt. Sobald aber sich dessen Folgen für Italien unliebsam bemerkbar machten, war der Papst sofort bereit, „für die unverteidigten adriatischen Städte“ beim Kaiser von Oesterreich zu vermitteln und wiederum nicht erfolglos. Von einem entsprechenden Schritte Benedikts des 15. zu Gunsten der Mittelmächte, besonders der so opferfertigen deutschen Katholiken, ist bisher noch nicht das Geringste gehört worden! —

Nicht anders steht es mit der Kriegsfürsorge des Papstes, von welcher auch so viel Ruhmens gemacht wird. Was zunächst die Gefangenenfürsorge anlangt, so gebührt hier die erste Anregung und das größte Verdienst nicht dem Papst, wie man so oft sagt, sondern der Schweiz. Sie war es auch, welche im März 1915 die ersten Erörterungen über die Unterbringung der weniger verwundeten und teilweise tauglichen Krieger in der Schweiz anregte, in die dann zwei Monate später der Papst eingriff. Ebenso hat die Schweiz zuerst die Rückbeförderung Geheilten in ihre Heimat ermöglicht. Dagegen erwies sich eine vom Papst gegebene Anregung, mehr als 18 Monate gefangene Väter von mindestens 3 Kindern in der Schweiz unterzubringen, als undurchführbar und ist nur etwa 100 deutschen Familienvätern zu gute gekommen. Was des Papstes Fürsorge für Kriegsgefangene in Feindesland anbetrifft, so ist es demselben nicht gelungen, die traurigen Verhältnisse der gefangenen Deutschen in Frankreich zu bessern. Mit um so größerem Eifer und Erfolge hat er sich bei Deutschland und Oesterreich-Ungarn besonders für die gefangenen Italiener sowie für die Franzosen verwendet, während er die in Italien gefangenen Oesterreicher und Ungarn ihrem Schicksal überließ. Nachdem Deutschland bereits mit Frankreich, Großbritannien und Rußland für die Kriegsgefangenen die Sonntagsruhe vereinbart hatte, bewog dann der Papst auch noch die übrigen Regierungen dazu. Auch die Fürsorge für die Vermissten ist zuerst vom „Roten Kreuz“ in Genf in die Wege geleitet. Der Papst kümmerte sich erst darum, als Italien in den Krieg verwickelt wurde, und seine Vermisstenfürsorge ist besonders seinen Volksgenossen zu gute gekommen. Daneben hat er sich französischer Kriegsgefangener angenommen, wobei er sich wieder des größten Entgegenkommens seitens der deutschen Regierung zu erfreuen hatte. Vor Allem ist er für die Bevölkerung der besetzten Gebiete Frankreichs eingetreten und auch hierbei fand er bei den Mittelmächten die freundlichste Aufnahme. Ebenso gelang es ihm Begnadigungen für nach Kriegsrecht zum Tode verurteilter Belgier, Franzosen und Italiener zu erwirken; dagegen ist von einer Vermittlung zu Gunsten eines Deutschen nicht das Geringste bekannt geworden. Während er Polen, das überwiegend katholische Litauen, Belgien, Frankreich, Italien, Serbien, Montenegro, Armenien, Syrien und Luxemburg mit reichen Geldunterstützungen bedachte, hat er nur für die deutschen Ostseeprovinzen 10 000 Mk. bewilligt.

Der letzte Abschnitt der Schrift beschäftigt sich mit den päpstlichen Friedensvermittlungen. Am 1. November 1914 machte Benedikt der 15. den ersten Vorschlag zu

einem Waffenstillstand, dem dann der Frieden folgen sollte, aber diese Anregung scheiterte an Rußlands Widerstand. In einer Ansprache vom 22. Januar 1915 ließ er sich dahin vernehmen: „Wir wenden uns an die menschlichen Gefühle jener, die im Kampfe fremde Gebiete überschritten haben, und beschwören sie, diesen Gegenden nicht mehr Verwüstung anzutun, als zu ihrer Besetzung nötig ist, und, was von noch größerer Bedeutung ist, nicht ohne wirkliche Notwendigkeit die Gefühle der Einwohner in dem zu verletzen, was ihnen am teuersten ist, nämlich die Kirchen, die Priester, die Rechte der Religion und des Glaubens. Von denjenigen aber, deren Gebiete der Feind besetzte, verstehen wir leicht, wie hart es ihnen sein mag, Fremden unterworfen zu sein.“ Es müßte doch jedem klar sein, daß damit auf die durch das aufreizende Hirten Schreiben des Kardinals Mercier in Belgien verursachten Vorgänge und auf das Schicksal der Kathedrale in Reims hingewiesen werden sollte! Ein Ostern 1915 abermals gemachter Vorschlag eines Waffenstillstandes im Westen behufs Beerdigung der in den Schützengräben unbeerdigt liegenden Toten scheiterte an dem Widerspruch Englands und Frankreichs. Ebenso wenig Gehör fand am 28. Juli 1915 sein „Aufruf an die kriegsführenden Völker und deren Regierungen“. Das bedauerte der Papst am 6. Dezember desselben Jahres und empfahl aufs Neue einen mittelbaren oder unmittelbaren Gedankenaustausch über „billige Entschädigungen“ und „gutwillige Zugeständnisse“. In der bald darauf gehaltenen Weihnachtsansprache gestand er: „Wir müssen erkennen, daß wir wenig oder nichts vermocht haben“. Das Friedensangebot der Mittelmächte vom 12. Dezember 1916, welches ihm zur Unterstützung zugegangen war, ließ er nicht bloß unbeachtet, sondern um dieselbe Zeit mußte der letzte Deutsche in seiner Umgebung, von Gerlach, dem Widerspruch eines französischen Kardinals weichen, während die italienische Regierung gegen ihn einen Spionageprozeß anstrebte. Die völlig inhaltlose Weihnachtsansprache lief schließlich darauf hinaus: „Wir haben nichts tun dürfen!“ Italien und der Vierverband hatten ja den Vorschlag der Mittelmächte nicht angenommen und so mußte der Papst schweigen. Die deutsche Regierung zog dann auch daraus im Unterschied von der österreichischen die einzig richtige Folgerung, indem sie ihre Erklärung über die Friedensziele des Verbandes an die Neutralen wohl den weltlichen Mächten, aber nicht mehr dem Papste zustellte. Am 5. Mai 1917 erließ der Papst wieder eine Friedenskundgebung in Gestalt eines Schreibens an seinen Kardinalstaatssekretär Gasparri, welche den merkwürdigen Satz enthält: „Gebe der göttliche Erlöser in der unendlichen Güte seines Herzens, daß auch bei den Regierenden die milden Absichten obsiegen, und daß sie, im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit vor Gott und der Menschheit, der Stimme der den Frieden herbeirufenden Völker nicht länger widerstehen.“ Hier wird ebenso wie bei dem nicht minder salbungsvollen Wilson ein Gegensatz zwischen „Völkern“ und „Regierenden“ hergestellt, und, da diese Kundgebung in der Zeit der Stockholmer Tagung fiel, läßt sich ein Wettbewerb zwischen der „schwarzen“ und „roten“ Internationale nicht schlechterdings von der Hand weisen. Abermals ließ sich der Papst am 1. August v. J. in seinem Schreiben „An die Staatsoberhäupter der kriegsführenden Völker“ vernehmen. Hier fordert er von Deutschland: „Vollständige Räumung

Belgiens mit Sicherstellung seiner vollen staatlichen, militärischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit, gleichfalls Räumung des französischen Gebiets.“ Uebrigens erklärte auch der Kardinalstaatssekretär den davon noch nicht befriedigten Franzosen wiederholt: „Wenn im päpstlichen Schreiben ein Volk besonders begünstigt worden ist, so ist das Belgien und Frankreich.“ Damit sind alle Zweifel an der Unparteilichkeit des Papstes beseitigt, denn, wer Belgien und Frankreich so offenkundig begünstigt, wird auch England, Rußland und Italien seine Gunst nicht versagen. Niemand kann deshalb dem Verfasser den Schluß verwehren: „Der Papst und sein Staatssekretär haben die Pflichten der Neutralität schwer verletzt. Sie haben in einer amtlichen Kundgebung Erklärungen abgegeben, die dem Frieden nicht förderlich sein können. Sie haben sich zum Anwalt der Entente gemacht. Man kann sich nicht gut vorstellen, daß die Regierungen der Zentralmächte nach solchen Erklärungen noch die Basis für einen erspriechlichen amtlichen Verkehr mit ihnen finden werden.“ Aber auch die Evangelischen müssen an der Art Anstoß nehmen, wie der Papst sich in dieser Kundgebung „Vater Aller“, „gemeinsamer Vater aller Gläubigen“ nennt, seine Würde als die „höchste geistliche“ bezeichnet und an die Staatsoberhäupter „eine väterliche Aufforderung“ richtet, obwohl er sich besonders an nichtkatholische Staatsoberhäupter wendet. Für die Katholiken war die Frage die, ob dieser Schritt des Papstes nur ein politischer oder ob er ein kirchlicher, dem dann von ihnen Folge geleistet werden müßte, war. Daß doch schließlich die letztere Auffassung die herrschende wurde, zeigte der 19. Juli v. J., wo das Zentrum, das vorher in seiner Mehrheit für einen deutschen Frieden eintrat, sich geschlossen hinter Erzberger, den Vertreter eines sogenannten Verständigungsfriedens, stellte, wobei Wortgang und Erklärung dieser Entschliebung merkwürdig mit der Papstkundgebung übereinstimmten. In der Tat hat Erzberger schon am 6. Juli v. J., wo er seinen Vorstoß im Hauptausschuß machte, gewußt, „daß ein hoher Gedanke des Vaters der Christenheit bei den Leitern der Geschichte des Deutschen Reiches eben ein Echo gefunden hatte.“ Auch weilte, wovon aber Mitteilung zu machen den Schriftleitungen vom Auswärtigen Amt verboten war, der päpstliche Nuntius für Bayern damals in Berlin, wo ihm auch das Großkreuz des roten Adlerordens verliehen wurde. Bereits einige Monate vorher, am 12. und 13. Februar, waren in Zürich katholische Abgeordnete mit dem Papst in Berührung gekommen und hatten das Gelöbnis abgelegt: „Die Konferenz stellt alle ihre Kräfte in freudigem Eifer Eurer Heiligkeit zur Verfügung.“ Während die Friedensbemühungen des Papstes bei unseren Feinden nicht den geringsten Erfolg zu verzeichnen hatten, waren die Antworten der Mittelmächte „äußerst freundlich in der Form, diplomatisch zurückhaltend im Inhalt.“ In Italien bezeichnen die Hirtenbriefe der Bischöfe es als erste Pflicht der Katholiken, den feindlichen Einfall mit allen Kräften abzuwehren. Hiermit ist über die neueste päpstliche Vermittlung geradezu das Todesurteil ausgesprochen. Wir deutschen Protestanten müssen uns aber vor allem darüber klar sein, daß der Papst bei allen seinen Friedensbemühungen Vorteile für seine Kirche erringen will. Dabei hat er den Katholiken der Mittelmächte und ihrer Treue die härtesten Proben zugemutet. Den der deutschen Sprache mächtigen Nuntius

von Bayern, Frühwirth, ersetzte er durch einen Italiener. Die Gesandten Preußens, Bayerns und Oesterreich-Ungarns ließ er ziehen, während er den rein zu politischen Zwecken ernannten Gesandten Englands die politische Führung im Vatikan übernehmen ließ. Auch vermied er alles, um der Regierung in Italien keine Ungelegenheiten zu bereiten.

Der Verfasser schließt seine gründlichen und lichtvollen Ausführungen mit den ernstesten Worten: „Die Lehren der Geschichte zu verkennen, wäre unverantwortlich, zumal in einer Zeit, in der um Deutschlands Sein und Werden so bitter ernst gelitten und gestritten wird. Unverantwortlich wäre es, die Augen zu verschließen vor Tatsachen, die, in ihrem tieferen Zusammenhang geprüft unverkennbar die historische Tendenz der Kurie neu bestätigen. Diese Richtung ist keine deutschfreundliche. Und deshalb ist es unverantwortlich, im deutschen Volke inmitten des Kampfes Hoffnungen zu erwecken auf eine Macht und Hilfe, die Deutschland gegenüber versagten, deren Amtsführung die eigenen Grundsätze internationaler Parität nicht zur Geltung bringen kann, deren Friedensvorschläge, um mit dem Grafen Westarp zu reden, weder den deutschen Lebensinteressen noch den deutschen Lebensnotwendigkeiten gerecht zu werden verstehen. Harte, zwingende Tatsachen entschieden in unserer blutigen Zeit. Nicht Worte und Noten schaffen den Frieden. Und die Tatsachen beweisen, daß der Sache Deutschlands nur aus eigener Kraft und aus eigenem Willen Recht und Segen ersprießen kann. Wie Deutschlands Sache zu walten ist, zeigt uns Hindenburg.“ —

Dr. Carl Fey.

Professor Förster und kein Ende

Professor Friedrich Wilhelm Förster in München, den seinerzeit seine Studenten wegen seiner allen nationalen Empfindungen hohnsprechenden Aeußerungen nicht zum Worte kommen lassen wollten, setzt seine unermüdliche Schriftstellerei zur Abtötung des deutschen Selbstbewußtseins und zur Lähmung des deutschen Siegeswillens unverdrossen fort. Seine jüngste Leistung auf diesem Gebiet ein Aufsatz, für den er bezeichnenderweise keine andere Ablagerungsstätte zu finden wußte als die Münchener „Sozialdemokratische Post“, bedeutet aber selbst für einen F. W. Förster einen Höhepunkt. Ein derartig widerlicher Versuch, alle Schuld dem eigenen Volk aufzubürden und die Feinde weizuwaschen, würde in jedem der feindlichen Länder die schwerste Gefährdung der körperlichen Sicherheit seines Urhebers zur Folge haben. So erklärt er den englischen Konkurrenzneid für eine „hanseatische Kriegsfabel“. England denkt nicht an eine Erweiterung seines Kolonialbesitzes, es führt vielmehr den Krieg nur, „um den Krieg und die Kriegsbedrohung aus der Welt zu schaffen.“ Ganz selbstverständlich verlangt von uns ein Förster die Wiederherstellung Belgiens und macht sich das unglückliche Bethmannsche Wort vom „Unrecht an Belgien“ zu eigen. Ebenso stellt er sich in der elsass-lothringischen „Frage“ auf die Seite der Feinde. Das Festhalten an geschichtlich Gewordenem, mit dem Blute der Väter Erkauftem ist ihm „ein gewisser nationaler Besitzkampf“ und „die sittliche Einigung Europas ist von nun an der einzig zuverlässige Grenzschutz“. Ein derartiges Gemengsel von

nationalem Eunuchentum und von salbadernder Humanität stellt der ganze weitschweifige Aufsatz dar.

In den Ländern unserer Feinde sind derartige Humanitätsapostel auf der Straße ihres Lebens nicht sicher. Bei uns wird ein Mann, der derartig lähmend auf den Kampf- und Siegeswillen der Nation einzuwirken sucht, feierlichst in die Reichshauptstadt eingeladen! Der „Freiwillige Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen“ veranstaltet in Berlin eine Vortragsreihe, bei dem Professor Förster das Thema: „Nationale und übernationale Erziehung“ behandeln wird. Es muß als unbegreiflich bezeichnet werden, daß gerade in diesen entscheidungsreichen Wochen einem Förster die Gelegenheit gegeben wird, in Berlin an hervorragender Stelle seine hinreichend bekannten verwirrten Ideen zu Tage zu fördern. Wir können uns nur der D. Tagesztg. (Nr. 16) anschließen, die zum Schluß einer längeren Ausführung über den Gegenstand bemerkt: „Vielleicht gehen über diesen Punkt die Veranstalter des Vortragszyklus noch einmal mit sich zu Räte“. — Der Vortrag ist, wie wir nachträglich beifügen, vom Generalkommando untersagt worden.

Nunmehr hat sich auch der bayrische Landtag mit Förster beschäftigt (25. Januar). Nahezu sämtliche Redner waren einmütig in der Verurteilung der verschrobenen Agitation. (Der berüchtigte Aufsatz Försters in der sozialdemokratischen „Münchener Post“ vom 4. Jan., der soviel Anstoß erregte, wird jetzt im Sonderdruck verbreitet!). Kennzeichnenderweise war der einzige Verteidiger, den Förster fand, der sozialdemokratische Abgeordnete Schmidt. Der Kultusminister ging mit sichtlicher Verlegenheit um den Kern der Sache herum, indem er lediglich betonte, „daß ihm jeder Beweis dafür fehle, daß Förster bei seinen Vorträgen sich nicht an das von ihm freiwillig gegebene Versprechen gehalten habe“. Die Zentrums Presse rückt scharf von Förster ab. In der Wochenschrift „Allgemeine Rundschau“ (Nr. 4) bezeichnet der Abgeordnete Speck Försters Aufsatz als eine „Schädigung der deutschen Interessen und eine Förderung der Bestrebungen unserer Feinde, mit einem Wort: eine höchst bedauerliche Entgleisung“, die mit Recht tiefgehende Entrüstung hervorgerufen habe. Soweit wir sehen, ist die auf dem schroffsten Zentrumsstandpunkt stehende „Mugsburger Postzeitung“ das einzige Blatt der Partei, das Förster noch verteidigt. — Auch die außerbayrische Presse aller Parteien verlangt mit deutlicher Sprache, daß dem Skandal ein Ende gemacht werde. So schreibt der „Tag“ (vom 25. Jan. Nr. 45): „Wenn Professor Förster tatsächlich ehrlicher Weise glauben sollte, er sei mit solchen Ausführungen nicht der Anwalt unserer Feinde, sondern der Anwalt wahren Deutschtums geworden, so beweist dies klarer als alles andere, daß ein derartig wirrer Kopf zum Hochschullehrer deutscher Jugend absolut untauglich ist.“ Hr.

Aus Welt und Zeit

Es war Wahnsinn, und es hat nicht einmal Methode — der Versuch nämlich, durch einen Massenstreik auf dem Boden des Deutschen Reichs unseren Feinden den Sieg zuzuschlagen. Zwar weiß man eigentlich nicht recht, ob in der Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, von dem Streik schon in der Vergangenheit gesprochen werden darf. Ein derartiges Unter-

nehmen in so kritischer Zeit bedeutet einen Fackeltanz zwischen Pulverfässern; ein einfältiger Zufall, ein sonst belangloser Mißgriff einer Amtsstelle kann verheerende Leidenschaften zur Entflammung bringen und der Meisterlosigkeit aller Pöbelinstinkte Raum geben. Aber augenblicklich darf man, ohne daß man sich als gewohnheitsmäßigen Schönfärber anschauen lassen müßte, die Hoffnung aussprechen: der Streik ist gewesen. Er war das Werk der kleinen, rührigen „Spartakusgruppe“. Spartakus war der Anführer des römischen Sklavenaufstandes. Unsere Arbeiter sind keine Sklaven, die die Kette zu brechen haben. Sie besitzen soviel oder mehr politische Rechte als der Arbeiter in irgend einer der berühmten Demokratien, sie genießen die Wohltaten einer sozialen Gesetzgebung, die uns vorläufig auch noch kein Freundes- oder Feindesstaat nachgeahmt hat; sie gehören auch jetzt im Krieg, unter dem wir alle leiden, nicht zu denen, die am meisten entbehren mußten. Jeder weiß, wie die Löhne in den Rüstungsindustrien in die Höhe gegangen sind, und wer derzeit in der Großstadt einkauft, was gut und teuer ist. So liegen die verborgenen Wurzeln des Streiks auf politischem Gebiet. Die einheimischen „Maximalisten“ wollten den russischen „Maximalisten“ zu Hilfe kommen; sie waren „brillante Sekundanten“ eines Trotzki, der in Brest-Litowsk den Frieden verschleppt, um die Staaten Europas zu revolutionieren. Die sozialdemokratische Minderheitspartei war selbstverständlich gleich für den Streik gewonnen. Die alte Sozialdemokratie schwankte hin und her; sie erklärte feierlich, daß sie mit dem Streik nichts zu schaffen habe, konnte aber auch aus Furcht vor der Konkurrenz der Unabhängigen sich nicht entschließen, klipp und klar das Taseltuch zwischen sich und den vaterlandsverräterischen Elementen entzweizuschneiden. So konnte der Streik bis jetzt eine Woche lang — allerdings nur sehr teilweise durchgeführt, in ganz Großberlin war nur etwa $\frac{1}{7}$ der Arbeiterschaft im Ausstand — unser öffentliches Leben belasten. Heute dürfen wir hoffen, daß das besonnene und feste Eingreifen der Heeresbehörden die Ordnung wieder herstellt und der weit überwältigenden Mehrheit unserer Arbeiterschaft, die mit allen anständigen Volksgenossen im Vorsatz pflichttreuen Durchhaltens einig ist, das Recht auf Arbeit und die persönliche Sicherheit gegenüber dem Treiben meist halbwüchsiger Kraftehrer schützt. Die schüchternen Versuche der bürgerlichen Behörden während der ersten Tage die den Mitleideten Vernunft predigten, hätten nicht zum Ziele geführt. Wenn „unsühnbare Verbrechen“ begangen werden, hat das erste Wort der Staatsanwalt und der Richter und nicht der Moralprediger. Allen Kreisen der Arbeiterschaft aber, die dem Vaterland und der Pflicht in dieser ernsten Stunde treu geblieben sind, unsere Achtung und unsere Liebe! —

Das Schauspiel von Brest-Litowsk — oder ist es ein Lustspiel? ein Trauerspiel? — geht fort. Bis heute noch tanzt ein Trotzki den Vertretern der siegreichen Mittelmächte auf der Nase. Er, der Vertreter eines Staates, der nur noch ein Trümmerhaufen ist; der Volksführer, von dem wir nicht von heute auf morgen wissen, wieviel oder wiewenig von seinem Volk er eigentlich noch hinter sich hat, er geberdet sich als der Herr der Lage. Derselbe Herr aber, der den Debattierklub von Brest-Litowsk dazu mißbraucht, um unreifen Kindern in unseren Staaten

das Lied vom Selbstbestimmungsrecht der Völker in die Ohren zu geigen, tritt die Volksrechte in seinem eigenen Rußland mit Füßen und läßt die regelrecht gewählte Volksvertretung, die über eine ihm nicht genehme Mehrheit verfügt, mit Bajonetten auseinander jagen! Er, der patentierte Weltfriedensapostel, erklärt den Krieg an die Ukraine, an Finnland, an Polen, an Rumänien, mit dem Erfolg, daß die kümmerlichen Ueberreste Rumäniens die Soldaten des revolutionären Rußlands wie Hammelherden vor sich herjagen! Wie lange noch wird eigentlich mit diesem Duodeznapoleon aus dem Ghetto noch verhandelt werden?

2. 2. 1918.

H.

Reformationsgedächtnis in der Schweiz

Während das 3. Reformationsjubiläum in Zürich 1819, in Bern 1828 gefeiert wurde, entsprechend dem Verlauf der Reformation in den betreffenden Städten und Kantonen, ist das vierte Jubiläum von der ganzen Schweiz, der französisch redenden mit inbegriffen, einmütig und stellenweise mit großer, höchst erfreulicher Anteilnahme der Bevölkerung 1917 gefeiert worden. Außer den Festgottesdiensten am Abend des 31. Oktober und am 4. November, dem schweizerischen Reformationssonntag, wurden an den vorausgehenden und nachfolgenden Sonntagen zu Stadt und Land eine ganze Menge Vorträge über die Reformation gehalten. Manche derselben, zumal die von Hochschullehrern gehaltenen, sind im Druck erschienen und bedeuten eine sehr wertvolle Bereicherung der reformatorischen Literatur. In Heiden im Kanton Appenzell, einem Kurort, von dem man ein schönes Stück Deutschland wie auch Oesterreich überschauen kann, hielt ein internationaler Gast, Professor Lic. Karl Bornhausen von Marburg, vor den Kriegsgefangenen Lutheranern sowie vor gedrängt voller Kirche mit Anhängern Zwinglis einen sehr beachtenswerten Vortrag über den Gegenwartswert der Reformation. Neben Luthers Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ wurde in sehr vielen Kirchen auch Zwinglis „Herr, nun selb den Wagen halt“ wenigstens von Chören, Dank der Fürsorge des Schweizerischen Bundes der Kirchenchöre, der das Lied, das leider den beiden Kirchengesangbüchern der Schweiz noch fehlt, leicht singbar vierstimmig zur Verfügung gestellt hat, auch an vielen Orten von den Gemeinden flott und sehr eindrucksvoll gesungen. Die politischen Tages-Zeitungen, allen voran die „Neue Züricher Zeitung“, die „Basler Nachrichten“, das „St. Galler Tagblatt“ und viele andere haben in höchst erfreulicher, zum Teil geradezu vorbildlicher Weise Interesse und Verständnis für das Reformationsjubiläum gezeigt. Außer dem im Auftrag der Schweizerischen Kirchenkonferenz von Prof. D. Hadorn in Bern verfaßten Büchlein „Männer und Helden“, das zu Tausenden unter die Jugend verteilt wurde, kam fast etwas zu spät eine ausgezeichnete Zwingli-Biographie von Pfarrer Oskar Farner heraus.

Die protestantischen Universitäten Basel und Bern haben eine Reihe um die theologische Wissenschaft und um die Kirche verdienter Männer zu Doktoren der Theologie ernannt. Der protestantische Grundsatz des allgemeinen Priestertums wurde damit hervorgehoben, daß in einer Menge Feiern, zumeist wohl in Abendfeiern, Laien zum Wort kamen.

Wie alljährlich am Reformationssonntag in allen evangelischen Gemeinden der Schweiz eine Kollekte zu Gunsten einer schweizerischen Diasporagemeinde erhoben wird, die mit 60—70 Tausend Franken eine wirksame Hilfe bringt, so wurde diesmal eine allgemeine Kollekte für einen Jubiläumsfonds zu Gunsten der schweizerischen Diaspora gesammelt. Die Sammlung ist noch nicht abgeschlossen. Der bisherige Ertrag beläuft sich auf etwas über eine halbe Million.

Noch klangen die Töne der Reformationsfeier in vielen Gotteshäusern und Herzen nach, als am 17. November die Revolte in Zürich mit 4 Toten, mehreren Verwundeten und einer scharfen sich daran anschließenden Auseinandersetzung in den Zeitungen die Gedanken von der Vergangenheit auf die Gegenwart und ihre Not lenkte. An der am 21. November tagenden Zürchersynode ergriff der Pfarrer an Zwinglis Großmünsterkirche zuerst das Wort, um die Synodalen daran zu erinnern, daß sie noch Wichtigeres zu tun haben als Dies und Das am kirchlichen Betrieb zu verbessern. Das Volk ist empört, sagte Pfarrer Finsler, daß es so viel schwere Not leiden muß, während ein gewinnflüchtiges Schmarcottum sich vor seinen Augen breit macht. Mit Militärmacht wird man der Lage nicht gerecht. Jetzt wäre es Zeit, daß diejenigen, welche das Elend ausbeuten, um sich zu bereichern, so-

wie alle Begüterten, aufgefordert würden, sich eines beträchtlichen Teils ihres Profits zu entäußern.

An dieses Wort schloß sich eine Wechselrede an, die an Kraft und edlem Feuer wohl noch niemals von einer zürcherischen Synode erreicht worden ist. Mit großer Mehrheit wurden zwei Entschlüsse angenommen: „Die Synode fordert die Behörden auf, mit aller Energie für eine bessere Verteilung der Vorräte zu sorgen und der staatsgefährlichen Profitmacherei und andern Uebelständen zu steuern. Sie fordert die einzelnen Glieder der Landeskirche auf, an ihrem Ort zu einer Verbesserung der Verhältnisse nach Kräften beizutragen.“

„Die Kirchensynode lädt den Kirchenrat ein, in einer Ansprache an das Volk zu den furchtbaren Ereignissen vom 17. November Stellung zu nehmen. Diese Ansprache soll den besitzenden Klassen ins Gewissen reden und sie zu größten Opfern, die der Notlage einigermaßen entsprechen, um Christi willen auffordern.“

Diese Synodalverhandlungen an derselben Stätte, an welcher zu Zwillingen seit die Religionsgespräche stattfanden, waren auch eine Reformationsfeier. Der religiöse soziale Professor Ragaz in Zürich nennt sie in den „Neuen Wegen“ die einzig wahrhafte Reformationsfeier in der Schweiz. B. Gantenbein.

Wochenschau

Österreich

Kriegsnachrichten. Pfarrer Josef Beck und Missionar Emil Buse haben das Ehrenzeichen zweiter Klasse vom Roten Kreuz mit der Kriegsdeleration (für treue Seelsorge) erhalten.

Gemeindenachrichten. Seit Jahresbeginn erscheinen monatliche Mitteilungen aus der evangelischen Gemeinde Mödling-Liesing. Der Bezugspreis beträgt jährlich 1 K. 50 H.

Das Evangelische Kinderheim für vorerschulspflichtige Kriegswaisen in Alt-Erlaa bei Wien, das unter dem Ehrenschild der Gemahlin des Königlich Sächsischen Gesandten, Ihrer Excellenz Frau Helene von Nostitz-Wallwitz, geborene von Benedendorf und von Hindenburg steht, versendet einen Aufruf mit der Bitte um Förderung durch Spenden.

Spende. Der Pfarrgemeinde Neunkirchen hat Fräulein Margarete Schneider zu Neunkirchen, die Schwester des Presbyters Nikolaus Schneider, und des 1903 verstorbenen Kurators Karl Alexander Schneider, eine Widmung von 25 000 K. Kriegsanleihe als „Nikolaus-Schneider-Pfarrbesoldungsfonds“ gemacht.

Den Vorsitz im Hilfsausschuß für die evangelische Kirche in Oesterreich innerhalb des Berliner Hauptvereins des Evangelischen Bundes hat Pfarrer Eiz. Friedrich Hochstetter in Berlin-Nordend übernommen.

In Krondorf, Pfarre Kleinbressel, Schlesien, ist eine Predigtstube errichtet worden.

Vikar Philipp Kreuz, jetzt in Trebnitz, Böhmen, wurde zum Pfarrer von Jaroslau gewählt.

Kirchenschändung. Wir erhalten nachstehenden Bericht, der so unglaublich klingt, daß wir ihn nicht veröffentlicht hätten, wenn nicht die Quelle, von der er stammt, über jeden Zweifel erhaben wäre:

„Am 8. März 1917 waren zwei katholische Mädchen aus Reichenau allein in der evangelischen Kirche zu Wiedweg und haben sich dort in schamloser Weise betragen. Das eine von ihnen, die siebzehnjährige Marianne Gangl hat sich zu der niederträchtigen Handlung hinreißen lassen, in der evangelischen Kirche ihre Notdurft zu verrichten. Am nächsten Morgen hat die Kirchendienerin die Verunreinigung wahrgenommen und die Exkremente beseitigt. Die Mädchen haben sich dieser Tat ihren Glaubensgenossen gegenüber gerühmt. Dadurch kam der Vorfall zur Kenntnis der Gensdarmrie und zur Anzeige beim zuständigen Bezirksgericht. Nach den gepflogenen Erhebungen übergab das Bezirksgericht die Angelegenheit der Staatsanwaltschaft, die zu folgender Entschliebung kam:

Da M. G. ihre Notdurft immerhin in einer Ecke und nicht vor dem Altare verrichtete, ist ihre Verantwortung, daß die Tat nicht zur Verspottung und Herabwürdigung der evangelischen Kirche heranzen sei, mit Erfolge nicht zu widerlegen. Dem erhebenden Gensdarm gab sie über Befragen zu, daß sie in einer katholischen Kirche dies nicht getan hätte.“

Die Empörung der evangelischen Gemeinde über diese unerhörte Beleidigung ist keineswegs beruhigt worden durch einen Rechtspruch, nach welchem auf Herabwürdigung eines evangelischen Gotteshauses kein Bedürfnisorte Straßlosigkeit steht.

Blinder Eifer. Es ist bekannt, daß in Deutschböhmen Ueberttrittsanzeigen zur Folge hatten, daß dem Uebertretenden ein Gensdarm zur Erhebung des Tatbestandes ins Haus geschickt wurde.

Nun wird uns ein Fall bekannt, bei dem sich zu solcher Ungehörigkeit noch etwas gefellte, von dem wir noch nicht feststellen können, ob es Bosheit oder Dummheit war.

Winfried Seidel, Sohn des im Vorjahr zur evangelischen Kirche übergetretenen ehemaligen katholischen Priesterseminaristen Heinrich Seidel, hatte nach Vollendung des vierzehnten Lebensjahres bei der P. k. Bezirkshauptmannschaft seinen Austritt aus der römisch-katholischen Kirche persönlich angezeigt. Einige Tage darauf kam der Amtsdieners des Bürgermeisters in die Wohnung des Jungen und übergab seiner Mutter die unglaubliche Aufforderung, sie solle ihren Sohn beim Arzt Dr. A. wegen seines geistigen Zustandes untersuchen lassen. Winfried Seidel ist ein überaus befähigter Schüler der vierten Gymnasialklasse in Böhmisch-Leipa. Das Fragen der Schuldisziplin dabei nicht in Frage kamen, erhellt daraus, daß Winfried Seidel mit seinen Eltern Ende Jänner nach Teplitz-Schönan übersiedeln sollte.

Vom Ehehindernis des Katholizismus. Das katholische Eherecht, das schon Tausende von Frauen um ihr Lebensglück gebracht hat, forderte abermals ein Opfer. Der in Baden bei Wien wohnende Graf Leo Karl Edofredi hatte am 11. November seine jetzige Gattin in London geheiratet, nachdem ein Jahr vorher die erste Ehe der Frau von den ungarischen Gerichten aus dem Verschulden ihres Gatten, der sie „boshaft verlassen“ hatte, getrennt worden war. Auch der Herr Graf wurde seiner Frau überdrüssig und begehrte die Trennung der Ehe, weil die erste Ehe seiner Gattin nach österreichischem Rechte noch gültig sei. Sein Bestreben, die Ehefessel abzustreifen, hatte vollen Erfolg. Das gerichtliche Urteil fand zwar, daß die in Ungarn erfolgte Ehetrennung rechtskräftig sei, erklärte aber die in London geschlossene Ehe für ungültig, weil nach dem Hoffkanzleidekrete vom 4. August des Jahres 1814 ein Katholik niemand heiraten darf, dessen Ehe getrennt worden ist. Ausnahmen von dieser Regel hat es freilich gegeben. So wurde dem österreichischen Feldherrn Konrad von Hötzendorf ein Dispens von diesem Ehehindernisse des Katholizismus zu teil. Wann endlich werden solche veraltete und verzapfte Bestimmungen in der Versenkung verschwinden?

Das neue „Gesetzbuch des kirchlichen Rechtes“ Am Pfingstfeste dieses Jahres tritt das neue Gesetzbuch der katholischen Kirche in Kraft. Grundstürzende Neuerungen finden sich darin nicht. Es will die Rechtsätze, die tatsächlich noch in Geltung sind, zusammenfassen. In seiner Fassung ist es durchaus neuzeitlich, da es nicht mehr den tatsächlichen Rechtsfall vorträgt, sondern die rein begriffliche Rechtsbestimmung ausspricht. Eine große Vereinfachung bedeutet die Bezeichnung der einzelnen Abschnitte mit Zahlen. Der am 27. Mai 1917 veröffentlichte Koder enthält fünf Bücher, deren erstes von den Gesetzen im allgemeinen und deren Auslegung handelt, das zweite von den Personen, Geistlichen, Ordensleuten und Laien, das dritte von dem Sachrecht, das vierte von dem Zivil-, Straf- und Eheprozesse und das fünfte von dem kirchlichen Strafrecht. Es kommt im wesentlichen nur das innere Recht der Kirche zur Darstellung. Die Sprache ist die lateinische. Professor Hermann Henrici schrieb über das Gesetzbuch in den Basler Nachrichten vom 28. August 1917: „Der Gewinn, den die Kirche daraus schöpfen, die Stärkung, die ihre Disziplin, ihre Stosskraft damit erfahren wird, können wahrhaftig nicht leicht überschätzt werden.“

Das Presbyterium der evangelischen Gemeinde A. u. B. in Graz faßte in seiner Sitzung vom 18. Dezember einstimmig und mit großem Beifall folgende Entschliebung: Solange § 36 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 RGBl. Nr. 50 nicht zur Durchführung gelangt, besteht zwischen den Angehörigen der katholischen Kirche und denen anderer Religionsbekenntnisse eine durch nichts zu rechtfertigende Ungleichheit bezüglich des Beitrages zu den finanziellen Erfordernissen ihrer Religionsgesellschaften. Vertieft wird diese Ungleichheit noch dadurch, daß der Staat aus seinen allgemeinen Einnahmen, zu denen die Angehörigen aller Religionsbekenntnisse gleichmäßig nach ihrem Vermögen beitragen, zwar für Kultuszwecke der katholischen, evangelischen und griechisch-orientalischen Kirche Beiträge leistet, diese Beiträge aber sehr verschieden geartet sind. Während nämlich den katholischen und griechisch-orientalischen Geistlichen ein bestimmtes Mindealeinkommen vom Staate gesetzlich garantiert ist, und die Beiträge des Staates für katholische und griechisch-orientalische Kultuszwecke jeweilig nach den hieraus resultierenden Bedarf bemessen werden und ständig wachsen, wird die evangelische Kirche ohne Rücksicht auf ihren Bedarf mit einer sehr niedrig bemessenen festen Pauschalsumme abgefunden. Nun ist im Herrenhause der Antrag auf eine Erhöhung der Kongrua der katholischen Geistlichen gestellt worden. Jeder gönnt ihnen diese Erhöhung von Herzen. Daraus wird sich aber automatisch ergeben eine Erhöhung der Beitragsleistung des Staates für katholische Kultuszwecke. Ein Gebot der Gerechtigkeit ist es aber, daß dann auch die Beiträge des Staates für evangelische Kultuszwecke in gleicher Weise erhöht werden. Die Gemeindevertreter-Versammlung fordert daher

den f. f. evangelischen Oberkirchenrat als berufenen Hüter der Rechte der evangelischen Kirche in Oesterreich auf, energisch dafür einzutreten, daß bei dieser Gelegenheit nicht abermals eine Verkürzung der evangelischen Kirche und ihrer steuerzahlenden Angehörigen eintrete, sondern die staatsgrundsätzlich gewährleistete Gleichheit auch in der finanziellen Beitragsleistung des Staates zu Kultuszwecken zum Ausdruck gelange.

Zur Richtigstellung. (Vgl. Wartburg 1918 Sp. 15). Das Wohlwollen des Monsignore Scheicher kann ich nicht unbelenchtet lassen. Es entspricht doch nicht der Billigkeit, daß er in seinen wenigen Zeilen aus meiner Kennzeichnung Luthers nur die dunklen Seiten hervorhebt und mein Lichtbild gar nicht berücksichtigt. Wenn er sich Luther „stets so ähnlich vorgestellt hat“, so ist das ja eben die falsche einseitige Auffassung, die ich bekämpfe; wenn er diese nicht aufgeben will und seine Leser dazu nicht veranlaßt, so ist an einen Fortschritt nicht zu denken und die österreichischen Katholiken bleiben in ihrem Irrwahn stecken. Ich erwarte von der Aufrichtigkeit des Monsignore Scheicher, daß er seinen Lesern nun auch mein Lichtbild Luthers vorführt, von dem ich eben wünsche, daß die Gegenseite lernt, sich mit ihm abzufinden. Prof. Dr. Loesche.

Ausland

Polen. Konsistorialpräsident Graf von Posadowsky-Wehner ist von der Leitung des Konsistoriums in Warschau zurückgetreten und in die politische Verwaltung zurückgekehrt. Die deutschbewußten Kreise der evangelischen Kirche sehen ihn mit großem Bedauern scheiden. Es herrscht die ernste Befürchtung, daß die Persönlichkeit des Grafen, der sich in der letzten Synode freundlich der deutschen Evangelischen angenommen und sie vor einer Vergewaltigung durch die polonisierten Elemente unter dem Pastorentum schützte, nunmehr dem „polnischen Kus“ der Regierung zum Opfer gebracht wurde. Namentlich wenn (wie das Gerücht geht) der mit den Russen durchgegangene Generalsuperintendent Butsche wieder zurückkehren und die geistliche Leitung der evangelischen Kirche in Polen wieder übernehmen sollte, würde die Lage der evangelischen Deutschen (und sie bilden ja weit die Mehrzahl unter den Evangelischen in Polen!) noch bedeutend schwieriger werden als sie vor dem Kriege war.

Erwartungsvoll wenden sich die Blicke unserer Volksgenossen in Polen — es handelt sich um eine halbe Million — den Brüdern im Deutschen Reiche zu. Wenn ihre Belange jetzt, wo die Gewalt in Polen in den Händen der Deutschen ruht, nicht gewahrt und geschützt werden, was sollen sie dann erst von der Zukunft erwarten? Wenn sie jetzt, gegen den auf der Synode klar ausgesprochenen Willen der Mehrheit, den Polonisierungsbestrebungen von ein paar Dutzend verblendeten Leuten ausgeliefert werden, wo soll dann später Geneigtheit zu finden sein, sich ihrer freundschaftlich anzunehmen? Wir müssen für diese treuen und wackeren Volksgenossen, die wahrlich im Kriege schon genug Schweres ausgestanden haben, mindestens noch soviel Aufmerksamkeit übrig haben wie für die Ukrainer oder für die Litauer oder für die Ostjuden.

Die Nachricht von der geplanten Errichtung einer evangelisch-theologischen Fakultät in Warschau bewahrheitet sich nicht. Wir hatten diese Meldung der Täglichen Rundschau entnommen.

In Königsbach wurde am 8. Dezember 1917 eine neue evangelische Kirche eingeweiht. Aus besonderen Gründen wurde hier von dem Grundsatz, während des Kriegs keine dauernden kirchlichen Neubauten zu errichten, abgegangen.

Dänemark. Das Dekret der Regierung über die Trennung von Kirche und Staat enthält unter andern folgende Bestimmungen: Gesetliche Anerkennung der Konfessionslosigkeit, Aufhebung der kirchlichen Erziehung und des religiösen Unterrichtes in den Schulen; kirchliche und religiöse Gemeinden werden künftig privatrechtlichen Vereinen gleichgestellt und dürfen jedoch weder die juristische Persönlichkeit beanspruchen, noch Besitz erwerben. Das Verbot der Kirchen und Klöster sowie sämtlicher kirchlichen Vereine geht an den Staat über. Die Aufsicht über das Vermögen der Kirchengemeinden wird den Gemeindeverwaltungen übertragen.

Italien. Die römische Jesuitenzeitung „La Civiltà Cattolica“ schreibt über Luther und das Luthertum: „Das Wesen des Luthergeistes und des Luthertums ist die Auflehnung (rebellione) im ganzen Umfang und in der ganzen Wucht der Bedeutung des Wortes. Die in Luther verwirklichte Rebellion war mannigfaltig und tief, verwickelt und weit ausgedehnt. In der Erscheinung und in der Tatsache war sie gewalttätig, voll Wut und Gemeinheit, obszön und teuflisch. Im Grunde war sie wohl überlegt, den Umständen angepaßt und auf bestimmte mit Geschick und Fähigkeit verfolgte Ziele gerichtet. Um zu seinem Ziele zu gelangen, nahm Luther keine Rücksicht auf die Wahl der Mittel: alles, was ihn zum Ziele führen konnte, war ihm recht und wurde von ihm heilig erklärt. Luther nahm seine Zuflucht zu jener unwürdigen Parodie, die den abtrünnigen Mönch die Ge-

danken, Lästerungen und Ausschweifungen (infamie) seines verderbten Geistes als von Gott kommend erklären ließ: Im Namen Christi beschimpfte er auf unerhörte Weise den Papst; im Namen Christi verfluchte er den Kaiser, lästerte er mit geradezu höllischer Heftigkeit die Kirche, die Bischöfe, die Mönche; im Namen Christi hing er das Mönchskleid an den Judasbaum; im Namen Christi verband er sich mit einem gottesschänderischen Weibe.“ D. E. K.

Bücherschau

Zeitschriften

Deutsche Hochschulzeitung. Akademisches Wochenblatt.

Deutsch-akademischer Verlag Wien. halbjährlich 6,— Mark

Der Türmer. Kriegsausgabe. Vierteljährlich 6 Hefte 5,— M.

Junihefte. Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Aus dem 2. Junihefte: Wohin die Reise? Von Grotthuß. Eine Stimme aus dem Grabe (nämlich das politische Vermächtnis Frh. von Bissings über Belgien).

Der evangelische Kirchenvorstand. Vierteljahrschrift für die Mitglieder der Gemeindefkirchenräte usw., herausgegeben von D. Joh. Meyer. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. Jahrg. 2, 40 Mark.

Kelle und Schwert. Kirchenblatt für die Ev.-Luth. Gemeinden des Kurländischen Konsistorialbezirks. 1. Jahrgang, Mai 1917. Erscheint monatlich mit Beilage. Jährlich 2,40 M. Buchdruckerei J. F. Steffenhagen und Sohn, Mitau.

Ein neues deutsches evangelisches Kirchenblatt für Kurland — das ist etwas, das auch wir in der Heimat uns nicht entgehen lassen sollten. Die erste Nummer beginnt mit einem prächtigen Aufsatz des Generalsuperintendenten Bennewitz, Die Kriegserlebnisse unserer Kirche.

Theologischer Literaturbericht, herausgegeben von J. Jordan. Gütersloh, Bertelsmann. Jährl. 4,— Mark.

Neue kirchliche Zeitschrift. Lutherjahrgang. H. Deichert, Leipzig. Vierteljährlich 3 Hefte 3,20 Mark.

Inhalt: Wochenspruch. — Gott will heiliges Volk. Von Niebergall. — Papst Benedikt der 15. im Weltkrieg. Von Dr. C. Fey. — Professor Förster und sein Ende. Von Hr. — Aus Welt und Zeit. Von H. — Reformationsgedächtnis in der Schweiz. Von Santenbein. — Wochenschau. — Bücherschau.

Prachtvolle, farbige

Ansichtskarten

von der Wartburg u. aus Luthers Leben — kleine Kunstwerke von bleibendem Werte — Std. 10 A. zum Wiederverkauf billiger, empfiehlt A. Strauch, Leipzig, Hospitalstr. 25.

Lichtbilder-Abende

Man verlange Verzeichnis von Arwed Strauch, Leipzig, Hospitalstraße 25.

Kirchen-Heizung

als Luftheizungen, Dampfheizungen, Kirchen-Mantelöfen

— eigener Fabrik —

über 1000 Anlagen

III. Broschüre kostenlos

Sachsse & Co. Halle a. S.

Berufswechsel.

Stellung-, verdienst- und Nebenverdienst-suchende Personen jeden Standes erhalten umsonst Auskunft A. Stein, Verlag, Leisnig-Tragnitz 26

Die

Jugend- u. Volksbühne

von Paul Mazdorsky

enthält für vaterländische Unterhaltungs- u. Kriegsanleihe Werbeabende nachstehende nische Spiele:

Der Goldhamster. Einakter für die Jugend- und Volksbühne Von Pf. Ludwig.

Michel, zahl' aus! Ein fröhliches Werbespiel von E. H. Bethge

Wir zeichnen Kriegsanleihe. Von Hellmuth Neumann.

Jugendbank. Ein Spiel der Jugend aus unseren Tagen. Von Dr. Fritz Tögel.

Am Ehrenmal. Festweibspiel in drei Bildern. Von Herrmann.

Geimkehr! Friedensspiel von Jul. Knieße.

Geimatsank. Ein Märchenspiel zum deutschen Frieden. Von Gg. Thiel.

Staltet aus! Stimmungsbild auf schöner Zeit von P. Mazdorsky

Frohes Dienen. Kriegsspielspiel von Eva Maria Granz.

Verlag von Arwed Strauch Leipzig.

Auswahl sendungen vom Verlag.